

Auf einen Tee mit Oliver Jahraus

Der Germanist über die Literaturwissenschaft,
ihre Medien und kognitiv übersichtliche Literaten

Das Gespräch führten
Maximilian Kolbeck und Theo Starck

Eine ruhige Ecke im *Barer 61*. Oliver Jahraus sitzt auf einer übergroßen schwarzen Leder-couch, deren Rückenlehne von einem silbernen Flügelpaar gekrönt ist. Wir bestellen Kaffee, Jahraus nimmt einen Apfel-Honig-Ingwer Tee. In gemütlicher Plauderatmosphäre verrät er, warum er im Kino immer auf die Uhr schaut und was seine eigenen literarischen Ergüsse mit dem Gold in *Fort Knox* zu tun haben.

Herr Jahraus, welches Buch lesen Sie derzeit?

Ich lese gerade von Philip K. Dick *Marsianischer Zeitsturz*. Ich bin ein großer Bewunderer von Philip K. Dick. Sie kennen vielleicht diesen Ausspruch von Art Spiegelman: Was Kafka, mein anderer Hausheiliger, für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war, war Philip K. Dick für die zweite. Ich finde es schon sehr bemerkenswert, welche Themen er vermittelt, beispielsweise Drogenkonsum und Transzendenzenerfahrungen und die verschiedenen Bewusstseinssebenen, die man dabei erreichen kann.

Sie betonen immer, dass die Literatur ein gutes Medium darstellt, um Funktionsstrukturen von Systemen, beispielsweise die einer Gesellschaft, offenzulegen.

Ich glaube, dass das überhaupt die Funktion von Medien ist, deswegen haben sich Medien gebildet. Wahrscheinlich hat sich diese Funktion sogar noch deutlicher seit der Moderne herauskristallisiert. Medien sind gigantische Agenturen und Reflexionsorgane. Sie verhandeln natürlich entscheidende Fragen, und zwar solche Fragen, die wir eigentlich in unserem alltäglichen Kontext nie stellen würden, weil sie uns zu selbstverständlich sind. Beispielsweise: Wie funktioniert eigentlich Gesellschaft, was ist ein Mann, was ist eine Frau, wie verhalten sich Geschlechter zueinander, was sind Normen und Werte, warum gelten sie?

Kann der Text noch mehr? Kann er andersherum selbst Einfluss auf solche Strukturen nehmen und grundlegend etwas verändern?

Ja, absolut! Indem Medien solche Fragen aufgreifen, reflektieren, Antworten geben, verändern sie natürlich genau die Struktur, auf die sie reagieren. Das ist ein hochgradig interaktiver Prozess, und ich glaube, es ist die absolut spannendste Aufgabe jeder Medien- und Kulturwissenschaft, das nachzuzeichnen.

Nach so vielen Jahren in der Germanistik, stellen Sie sich manchmal noch die Sinnfrage? Wozu eigentlich das Ganze?

(*Überlegt kurz*) Das ist natürlich schwierig. Sagen wir mal so, die Frage stelle ich mir permanent, aber nicht unbedingt bezogen auf die Germanistik. Ich stelle mir nicht die Frage, warum ich jetzt eigentlich Professor bin. Ganz im Gegenteil, ich habe es nie bereut, ich stehe jeden Morgen auf und denke mir: Was kann ich heute wieder entdecken! Natürlich gibt es auch Tage, da bin ich etwas angespannt durch Aufgaben, die ich mir nicht immer selbst auferlegt habe, Korrekturarbeiten oder ähnliches. Aber grundsätzlich denke ich mir, was für ein grandioses Privileg es darstellt, diesen Beruf ausüben zu dürfen.

Muss sich vielleicht die Germanistik selbst die Sinnfrage öfter stellen?

Wenn man zurückblickt auf die Geschichte der Germanistik oder der Literaturwissenschaft im deutschsprachigen Raum, dann kann man festhalten, dass die Sinnfrage sogar ganz erheblich gestellt wurde. Als Jahre nach dem zweiten Weltkrieg die Reinstitutionalisierung der klassischen Werte der Literaturwissenschaft als Bewahrerin des Guten, Schönen und Wahren erschöpft war, kamen Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion der Germanistik verstärkt wieder auf. Das war eine Phase der intensiven Politisierung der Germanistik, von der ich meine, dass man sie heute mit his-

torischem Abstand kritisch sehen muss. Wenn wir einen normativen Sinnbegriff voraussetzen, kann ich diese Frage rundheraus bejahen: Natürlich muss die Germanistik jederzeit den Kontext, in dem sie steht, ja mehr noch, den Kontext, der sie überhaupt erst ermöglicht, permanent kritisch reflektieren. Wozu also ist Literaturwissenschaft da? Meine Antwort: Die Funktion der Literaturwissenschaft hat mit dem Gegenstand der Literatur zu tun. Wenn Literatur ein gesellschaftliches Reflexionsmedium ist, dann ist die Literaturwissenschaft genau jene Instanz, die permanent diesen Reflexionsprozess begleitet und sicherstellt. Ohne Literaturwissenschaft keine Literatur.

Wenn sie ihren Kontext selbst in Frage stellen muss, ist die Literaturwissenschaft dann nicht eine Kamikaze-Wissenschaft?

Die Wissenschaft funktioniert anders als japanische Kampfflieger. Vor allem bei der Literaturwissenschaft lässt sich das gut beobachten. Die Selbstinfragestellung ist ein hochgradig produktiver Prozess. Bezogen auf die Theorieentwicklung der letzten Jahrzehnte: Nur die Selbstinfragestellung hat die Literaturwissenschaft voran gebracht. Ist die Literaturwissenschaft demnach eine schizoide Wissenschaft? Naja, vielleicht schon, aber eine, die damit ziemlich gut und produktiv umgehen kann.

Die literaturwissenschaftliche Arbeit wird vielleicht aus einer Art Unverständnis heraus schnell als geistiges Spielchen abgetan. Treffen Sie auf solche Erfahrungen?

Nein, auf solche Erfahrungen treffe ich nicht, weil ich niemandem erkläre, was ich hier mache. Warum sollen wir uns darüber wundern, dass unsere Freunde nicht auf Anhieb verstehen, was wir machen? Wir sind eine hochkomplexe Wissenschaft mit einem immensen Komplexitätsniveau, und wenn Laien dann komisch gucken und sagen, das sei ein geistiger Höhenflug, dann würde ich sagen, das ist

eine erwartbare Reaktion. Wären wir Atomphysiker und würden unseren Freunden die subatomare Ebene des Atommodells erklären, dann würden die Amateure auch komisch gucken. Von daher ist es schon ganz gut, dass sie sich wundern. Wir sind eine Wissenschaft und sollen das auch bleiben. Es ist auch gar nicht unsere Aufgabe, für jedermann verständlich zu sein.

Auch wenn Fachfremde die Naturwissenschaften nicht verstehen, so würden sie ihnen dennoch einen Nutzen unterstellen. Bei der Literaturwissenschaft ist das oft anders.

Der Begriff des Nutzens ist ein Mythos auf beiden Seiten. Man kann das ja durchspielen: Da ist diese Vorstellung, dass Naturwissenschaftler eine Erfindung machen und kurz darauf gibt es eine neue technische Entwicklung, die das Leben revolutioniert. Das ist jedoch eine absolut naive Vorstellung von Wissenschaft. So weit ich einen Einblick habe, ist ein Großteil der Naturwissenschaft nutzlos, und zwar im allerbesten Sinne, weil sie Grundlagenforschung ist. Dann kann man zur Geisteswissenschaft übergehen: Braucht die Welt eine weitere Thomas-Mann-Interpretation? Man kann die Frage nach dem Nutzen leicht mit der Antwort ‚Nein‘ entscheiden. Wenn das aber tatsächlich so ist, dann könnten wir einfach die Literaturwissenschaft abschaffen. Was würde dann passieren? Dann würde das Reflexionsorgan des Reflexionsorgans Literatur fehlen. Es wäre also nichts mehr da, was den Begriff der Literatur bestimmt. Über kurz oder lang würde auch die Literatur absterben. Dadurch würde die Gesellschaft auf kurz oder lang nicht mehr funktionieren, wir würden uns in *Illiteraten* verwandeln - und untergehen. Wenn also Literatur notwendig ist, dann auch Literaturwissenschaft. Man kann diesen Mythos des Nutzens auf beiden Seiten dekonstruieren. Das Problem dabei ist natürlich, dass die Perspektive des Nutzens eine gefährliche Außenperspektive auf Wissenschaft ist.

Ein Professor steht ja immer etwas zwischen den Stühlen, mit einem Bein steht er in der Forschung, mit dem anderen in der didaktischen Vermittlung. Wie gehen Sie mit dieser zweifachen Ausrichtung um?

Realistisch betrachtet ist die Lehre nicht unbedingt das Feld, in dem man glücklich wird, weil man sehr stark in Anforderungen eingespannt ist, die irgendwo her kommen, aber nicht unbedingt aus dem Fach selber. Von daher kann man sagen, die Forschung ist interessanter, weil da die äußeren Strukturen, die einem oktroyiert werden, weniger maßgeblich sind. In einer idealen Welt müsste das aber ein wunderbares Zusammenspiel sein, etwas zu



erforschen und dieses dann anderen zu vermitteln sowie die Erfahrung des Vermittelns rückwirken lassen auf das, was man weiterhin erforscht.

Benutzen Sie eigentlich literaturwissenschaftliche Theorien in Ihrem Alltag? Helfen Theorien Ihnen beim und im Leben?

Ich würde sagen, ja. Die Literaturwissenschaft ist nicht nur eine Wissenschaft über die Literatur, sondern gleichzeitig auch eine Wissenschaft über die Gegenstände der Literatur. Es sind ja zum Beispiel Beschreibungsmodelle psychischer Prozesse. Jedes Erleben ist sozusagen gefiltert durch das Erleben, das man über die Literatur vermittelt bekommt. Somit lautet

die Antwort also ja.

Kann die Theorie auch stören, beispielsweise beim unbeschwertem Mediengenuss?

Es gibt ja die sogenannte *déformation professionnelle*. Das kann auch ich leider nicht abstellen. Ich habe diese Marotte, im Kino dauernd auf die Uhr zu schauen. Ich frage mich Sachen wie: Wie lange dauert die *Insinuatio* des Films? Wie lange dauert es, bis die Hauptfigur eingeführt wird? Und so weiter. Manchmal möchte ich mich einfach nur ins Kino setzen und den Film genießen. Das ist jedoch sehr schwer. Ich experimentiere dann immer mit mir selbst, wann ich in die *déformation professionnelle* rutsche und wann ich den Film einfach nur genie-

ße. Das eigentliche Vergnügen ist es dann zu sehen, ob ich heute Filmwissenschaftler oder einfach nur Kinogänger bin.

Haben Sie selbst einmal mit dem Gedanken gespielt, ein literarisches Werk zu verfassen?

Ich habe natürlich nie mit dem Gedanken gespielt, sondern ich produziere ständig literarische Texte. Jedoch sind meine literarischen Ergüsse besser gehütet als das Gold in *Fort Knox*. Als Literaturwissenschaftler habe ich natürlich ein Gespür für literarische Qualität. Die literarische Qualität meiner eigenen Texte hat noch nicht jenes Stadium erreicht, in dem sie öffentlichkeitskompatibel sind. Ich laufe aber dauernd mit dem Gedanken herum, irgend-



wann einmal den großen Roman zu schreiben! (*lacht*) Jetzt mal etwas ernsthafter: Ich glaube, das sind zwei ganz unterschiedliche Felder. So eng Literaturwissenschaft und Literatur auch systemisch zusammenhängen, so gründlich sind sie praktisch getrennt. Ich sage immer zu mir selber: Schuster, bleib bei deinen Leisten.

Bei Begegnungen mit Schriftstellern, beispielsweise auf Podiumsdiskussionen oder in Seminaren, stellt sich nicht selten ein Gefühl der Ernüchterung ein. Oftmals scheint es, dass viele Schriftsteller überhaupt nicht wissen, was sie da eigentlich machen. Geht es Ihnen ähnlich?

Mir geht es in der Tat ähnlich. Dieses Konzept des *poeta doctus* ist nicht so weit verbreitet, wie man meinen möchte. Es gibt Literaten, mit denen kann man sich auf höchstem literaturwissenschaftlichem Niveau unterhalten, weil sie selber ausgebildet sind, weil sie einen immensen nicht nur literarischen, sondern auch literarhistorischen Erfahrungsschatz haben. Es gibt jedoch auch die Literaten, die kognitiv übersichtlich sind. Das ist jedoch gar nicht schlimm, ich lese ja nur deren Texte. Natürlich kommen die manchmal in die Versuchung, sich selbst auf einer Meta-Ebene zu äußern. Das gilt auch für Literaten, die glauben, nur weil sie auf Schulaufsatz-Niveau einen Roman zustande gebracht haben, sind sie nun auch berufen, politische Konstellationen kommentieren zu müssen. Da könnte ich Ihnen auch sehr viele Namen nennen, das unterlasse ich jetzt aber lieber (*lacht*). Das Phänomen von Ernüchterung macht sich da schon breit. Aber gut, man muss das ja nicht zeigen.

Kann denn ein solcher Dialog zwischen den Kunstschaffenden und den Wissenschaftlern, wie er beispielsweise auf dem *Münchner Literaturfestival* geführt wird, für eine der beiden Seiten fruchtbar sein oder haben solche Veranstaltungen lediglich Vermittlungszwecke?

Nein, das glaube ich nicht. Die Ernüchterung macht sich zwar auch da breit, aber es gibt in der Tat Konstellationen, die nach beiden Seiten fruchtbar sein können. Das ist immer dann gegeben, wenn tatsächlich beide Seiten wissen, worüber sie sprechen. Es gibt gerade bei Autoren, die dieses Wissen nicht haben, diesen hermeneutischen Komplex, dass da einer kommt und über sie redet und dann einen Anspruch hat, der über den eigenen hinausgeht. Gemäß dem Diktum: Einen Autor besser verstehen, als er sich selbst versteht. Die Autoren reagieren dann meist mit gewissen Abwehrmechanismen, die soweit gehen, einen gar nicht vorhandenen Anspruch abzuwehren. Aber in einer positiven Variante können Autoren selber ihre eigenen Texte in einer Art kontextualisieren, dass es für Literaturwissenschaftler

äußerst spannend und interessant wird, und zwar so spannend und interessant, dass diese dann selber wiederum die Kontextualisierungen ihrerseits kontextualisieren können, und dann ist man wirklich in einem wunderbaren Wechselspiel der fundierten Diskussion über Literatur.

Wieso haben Sie sich überhaupt für die Germanistik entschieden?

Diese Frage kann ich in der Tat nicht beantworten. Ich bin ein Kind aus einer Flüchtlingsfamilie. Meine Eltern haben aufgrund ihrer Biographie kaum Bildung bekommen und konnten mir diese auch nicht weitergeben. Gleichzeitig hatten sie aber die Überzeugung, die Kinder sollen es besser haben als wir. Daher wurde ich auf ein Gymnasium geschickt. Nach den ersten Monaten in der fünften Klasse sollte ich von der Schule fliegen - aufgrund schlechter Leistungen in Deutsch. Das Gymnasium war nicht allzu groß, deshalb hat man auf meine Voraussetzungen Rücksicht genommen. Die Lehrer haben sich dann in ihrer Freizeit sehr um mich bemüht. In der siebten Klasse hatte ich dann unser Lesebuch freiwillig fertig gelesen. So bin ich ans Lesen gekommen. Später wollte ich mein Lesen dann durch ein Studium professionalisieren. Meine Eltern hatten gar keine Ahnung, was Germanistik überhaupt ist, aber sie haben gespürt, dass da irgendeine Energie bei mir ist. Deshalb haben sie mir das Studium finanziert. Ich habe es wahnsinnig genossen, meinen Magister habe ich erst nach dem 12. Semester gemacht, weil ich das Studium so inspirierend fand: Ein intellektuelles Abenteuer. Anschließend habe ich in kurzer Zeit meine Doktorarbeit geschrieben und dann stand fest, dass ich in meinem Leben nie wieder etwas anderes machen will. Und eines werde ich ihnen versprechen: Ich werde in meinem Leben auch nie wieder etwas anderes machen. □

Prof. Oliver Jahraus, geboren 1964 im Allgäu, studierte Germanistik und Philosophie in München. Nach Assistenzstellen an der LMU und der Universität Bamberg, bekam er 2005 einen Ruf der LMU und ist seit dem Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Medien. Zuletzt erschien seine Monographie *Die 101 wichtigsten Fragen: Deutsche Literatur*.

Das ausführliche Interview findet ihr unter www.philtrat-muenchen.de
